

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 47 (1971-1972)
Heft: 8

Artikel: Erlebnisse eines Schweizers in Gabon
Autor: Stibi, René
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080027>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erlebnisse eines Schweizers in Gabon

Von René Stibi

Der Verfasser des folgenden Beitrages weilte als Lehrer in einer Familie im Innern von Gabon. Gabon ist ein heute zehn Jahre junger afrikanischer Staat an der Nordwest-Küste Äquatorial-Afrikas am Golf von Guinea.

Immerwährende Temperaturlgleiche — Tag und Nacht; mehr als dreissig Wärmegrade; Regenzeiten mit täglichen gewitterartigen Regenströmen; Trockenzeiten, in denen es zwar kaum regnet, die Luft aber trotzdem feucht bleibt, so feucht, dass Bücher aus dem Leim fallen und Zündhölzer nicht entflammbar sind: das ist das tropische Klima der Länder am Golf von Guinea.

Meine Frau und ich waren äusserst gespannt, als die kleine Sportmaschine auf dem Flugfeld von Port Gentil abhob, um uns 300 km weit über Urwald und Sümpfe zum Holzfällbetrieb meines Arbeitgebers zu bringen. Ich hatte dort nicht Bulldozzer und Lastwagen zu restaurieren, sondern für die schulische Ausbildung seiner drei Kinder zu sorgen. Wer als Tourist Westafrika bereist, lernt die Städte kennen; ich kenne sie wenig. Was ich zu erzählen habe, bezieht sich auf die Lebensweise der Schwarzen im Busch.

Plauderstunde im Urwald

Sie stellen sich vielleicht den tropischen Urwald sonnendurchflutet und voller Orchideen vor. Dies ist nicht so. Alles ist grün und braun. Sie sehen auch auf tagelangen Märschen keine andere Farbe. Das Sonnenlicht wird von einer hohen Blätterdecke aufgefangen. Über dem Boden ist es halbdunkel und heiss. Kaum ein Luftzug mildert die dumpfe Hitze. Ich bin oft mit Myagou, unserem schwarzen Hausburschen, auf die Jagd gegangen. Ohne ihn hätte ich

kein Tier zu Gesicht bekommen. Ohne ihn hätte ich auch kaum wieder zu unserer Siedlung zurückgefunden. Er spürte die Antilopen und Wildschweine auf mit dem Instinkt des naturverbundenen Jägers. Wenn er in der Nähe der Tiere war, rief er sie auf Flintenschussweite, indem er den Ruf des Weibchens nachahmte.

Einmal liess er mich bis auf zehn Meter auf einen Elefanten losmarschieren, bevor er zischte: «Tu vois l'éléphant?». Dann klatschte er in die Hände, der Elefant galoppierte davon und mein Führer konnte sich vor Lachen über meine Verblüffung kaum erholen.

Wir setzten uns auf einen umgestürzten Baumstamm und rauchten eine Zigarette. Ich musste von meiner Heimat erzählen. Es ist nicht leicht, einem Schwarzen im Busch Eis und Schnee zu schildern, Berge und Eisenbahn zu beschreiben. All das kennt er nicht; es konnte ihn daher auch nicht beeindrucken. Viel mehr aber erstaunte ihn, dass es in Europa Leute gibt, die freiwillig einen Waldlauf unternehmen oder zum Vergnügen rudern. Myagou wollte wissen, wieviel ich für meine Frau bezahlt habe. Dass wir Europäer unsere Frauen nicht kaufen müssen, hat ihn mehr beeindruckt, als alle meine Schilderungen der zivilisatorischen Errungenschaften in Europa. Als ich ihm zu all dem noch erklärte, dass in Europa die Braut vielfach eine Aussteuer in die Ehe bringt, zweifelte er an meiner Zuverlässigkeit.

Ehe durch Brautkauf

Noch erwirbt sich der Eingeborene der Urwälder Westafrikas seine Frau gegen Bar- oder auf Abzahlung. Für den heiratslustigen Schwarzen geht es zunächst darum, den Betrag des Kaufpreises oder die erste Rate zur Anschaf-

fung einer Frau zu sparen. Da seine Plantagen und die fischreichen Gewässer fast alles liefern, was er zum Leben braucht, müsste er keiner regelmässigen Arbeit nachgehen. Doch der hohe Kaufpreis für eine Frau — bis zu einem Jahresverdienst eines Holzfällers — zwingt ihn, bei einem Holzfäller oder auf einer Plantage Arbeit anzunehmen. Aber auch dort geht es mit seinen Ersparnissen nicht recht vorwärts. Er hat wenig Übung im Umgang mit Geld und ist vielen Verlockungen ausgesetzt. Oft hat er schon vor seiner Abreise auf einen Arbeitsplatz seine Wahl getroffen. Andernfalls beginnt er nach seiner Rückkehr, sich für die heiratslustigen Mädchen zu interessieren. Hat er sich nach endlosen Gesprächen für ein Mädchen entschieden, sucht er dessen Eltern auf. Ist er den Brauteltern genehm, das heisst, wird er für zahlungsfähig gehalten und ist nicht als roher Kerl bekannt, ordnet der Brautvater auf einen der nächsten Tage die Heiratszusammenkunft an. Es ist möglich, dass das Mädchen einen Bewerber, der ihm gar nicht zusagt, ausschlagen kann. Zur Heiratszusammenkunft, an der ausser dem Brautpaar und den Brauteltern auch weitere Verwandte der Braut teilnehmen, bringt der Bräutigam Geschenke mit, vor allem für die Brauteltern, um sie in gute Stimmung zu versetzen. Beliebt sind Tabak, Zigaretten, Bonbons und Schokolade. Nun setzt ein ausgiebiges Palaver um den Preis der Braut ein. Der Brautvater sucht durch Herausstreichen aller Qualitäten der Braut den Kaufpreis möglichst hoch anzusetzen. Der Bräutigam verweist auf andere, zu niedrigeren Preisen geschlossene Ehen. Oft nach vielen Stunden wird der Kaufpreis festgesetzt. Entweder zahlt der Bräutigam sofort bar,

oder er wünscht die Braut auf Abzahlung. Erneutes Palaver, bis die Anzahlung, die Ratenhöhen und deren Zahlungstermine festgelegt sind. Nun bezahlt der Bräutigam die ganze Summe oder die erste Rate, und das Paar ist verbunden — ohne schriftliche Fixierung. Die meisten Leute sind Analphabeten. Die Ehen, die so geschlossen werden, sind durchwegs dauerhaft, dauerhafter als die Ehen in unseren Gegenden. Verlässt aber eine Frau ihren Mann, so hat der verlassene Ehegatte Anspruch auf Rückerstattung sämtlicher Zahlungen. Ehescheidung kommt kaum vor.

Frau Moussounda, die Gattin eines Lastwagenführers, war in Erwartung. Eines Morgens ging er schlecht gelaunt seiner Arbeit nach. Nach dem Grund seiner schlechten Stimmung befragt, antwortete er: «Es ist nur ein Knabe!» Mädchenreiche Familien gelten im Urwald für wohlhabend. Die über Jahre sich erstreckenden Einnahmen aus dem Verkauf der Töchter stellen eine Art Altersfürsorge für die Brauteltern dar.

Hütten aus Weichholz

Im Busch, weit entfernt von der nächsten Stadt, hatte ich Gelegenheit, Schwarze kennen zu lernen, die abgesehen vom Kontakt zu ihrem weissen Chef kaum in Berührung mit Weissen gekommen waren. Sie leben dort, wie die Ein geborenen seit eh und je gelebt haben. Ihre Hütten stehen in Urwaldlichtungen, an einem Pfad vielleicht oder an einer Strasse, die für den Holztransport gebaut worden ist. Die Hütten werden aus Holz, mit Wänden aus Schilfgeflecht erstellt.

Es braucht für einen Europäer einige Zeit, um sich in das Wesen dieser Menschen einzufühlen. Das grösste Hindernis dabei ist nicht

die Sprache. Viele Schwarze haben sich durch langjährige Zusammenarbeit mit den Weissen etwas Französisch angeeignet. Schwierigkeiten bereiten jedoch unsere Verhaltensnormen und der Vergleich der Schwarzen mit unserer Lebensweise. Das zeigt sich deutlich, wenn Europäer das Verhältnis der Schwarzen zur Arbeit beurteilen. Für den Schwarzen ist Arbeit niemals sittliche Leistung, sondern nur Heimsuchung, der er sich ohne Zwang nicht unterzieht. Er baut seine Hütte aus Weichholz, das leicht zu bearbeiten ist, obwohl er weiss, dass dieses Holz sehr bald von den Termiten zerfressen sein wird und Hartholz diesen Schädlingen widerstände. Mombo, unser Koch, bewohnte eine Hütte, deren Dach am Ende der Trockenheit völlig durchlöchert war. Er flickte das Dach erst, als er mehrmals von Regengüssen aus dem Schlaf geweckt worden war.

Schiefes Leitbild des Schwarzen vom Weissen

Albert Schweitzer schreibt in seinen Erinnerungen: «Wenn ich für mein Spital einen Schreiber brauche, so melden sich fünfzig Leute. Männer für Plantagearbeit oder zum Holztragen gibt es nicht.» Daran hat sich nichts geändert.

Die tropischen Länder Westafrikas brauchen ein Heer von Plantagearbeitern, Maurern, Strassenbauern, Fischern. Der Schwarze aber will vor allem Bürolist werden. Sein Wunsch ist es, wie sein Chef am Schatten zu sitzen, eisgekühlte Getränke zu schlürfen, in Papieren zu blättern und durch diese Tätigkeit so viel zu verdienen, dass er sich alles leisten kann: einen Kühlschrank, ein Auto, ein Klimagerät. Er beurteilt die Weissen aus seiner Anschauung und sieht nicht, dass

es auch in Europa Weisse gibt, die Strassenarbeiter oder Traktorfahrer sind. Ihm müssen die Weissen als eine Menschensorte erscheinen, die eine entscheidende Stufe zu einem besseren Dasein erkommen haben. Er erlebt übrigens vielfach Weisse, die von ihren charakterlichen Anlagen und ihren beruflichen Fähigkeiten her gesehen kaum eine vergleichbare Stellung in Europa einnehmen könnten.

Dieses schiefe Leitbild bringt den Schwarzen dazu, den Weissen kritiklos zu imitieren. Er beschafft sich europäische Kleider, obwohl die in Europa praktischen Kleider für die Tropen durchwegs ungeeignet sind. Ein grosser Posten ausgedienter französischer Winterarmee mäntel fand reissenden Absatz. Diese Mäntel wurden auf der nackten Haut getragen und erschienen den Schwarzen als ausgesprochen «europäisch». — Viele Schwarze beschaffen sich eine Brille mit Fensterglas, weil Brillen oft von Europäern getragen werden. Schwarze Frauen lassen sich ihr Kraushaar glätten oder kaufen sich wenn möglich blonde Perücken. — Die schwarzen Parlamentarier geben sich ganz besonders forcirt europäisch. Sie schwitzen in steifen Kragen und tragen schwarze Fräcke, statt in klimagerechter Kleidung ihren Regierungsgeschäften nachzugehen. Der Staatspräsident liess sich seinen Palast mit französischen Stilmöbeln, Gobelins und passenden Bildern einrichten. Wie viel besser würden dem ersten Haus des Landes Erzeugnisse afrikanischen Kunsthandwerks anstehen!

Schulwesen

Willig schicken die Schwarzen im Busch ihre Kinder zur Schule. Es scheint, dass in der Vorstellung der einfachen Schwarzen die Schule ihre Kinder von der Fron kör-

perlicher Arbeit befreit. Die dünne Besiedlung des Landes (die Fläche von Gabon entspricht etwa derjenigen Italiens, die Bevölkerung etwa der der Stadt Zürich) macht es nötig, dass viele Kinder schon früh die Geborgenheit ihrer Familien entbehren müssen. Meistens leben die Kinder bei Verwandten, die in der Nähe der Schule wohnen.

Auf einer Reise besuchte ich auch die Missionsschule unserer Gegend. Schwarze Lehrer unterrichten dort gegen hundert Kinder. In einer Klasse von elfjährigen Kindern wurde gerechnet. Der Lehrer sprach die Aufgabe vor: Pierre hat 2 Fische; er bekommt noch einen. Wie viel hat er dann? — Marie hat 4 Mangos; sie gibt davon 2 ihrer Schwester. Wie viele hat sie noch? — In einer anderen Klasse von etwa fünfunddreissig zehnjährigen Knaben und Mädchen wurde Französisch gelehrt. Die schwarze Lehrerin sprach laut und langsam: «Je m'appelle Joseph Ugele». Dann wurde einzeln, im Chor, einzeln und wieder und wieder im Chor nachgesprochen. Dann folgte der zweite Satz: «J'habite à Omboué». So ging es die ganze Stunde. Die Schüler waren trotz der nach unseren Vorstellungen nicht sehr anregenden Unterrichtsmethode sehr aufmerksam und auch freudig bei der Arbeit. Aus diesen Kindern werden nicht Intellektuelle werden und meistens auch keine Büroisten. Aber die nächste Generation könnte eine Stufe weiterkommen.

Nach Regierungsbulletins besuchen 95 % der Kinder eine Elementarschule von drei Jahren Dauer. Die Lehrer sind aber noch schlecht ausgebildet. Ein grosser Teil der Unterrichtszeit wird für die Einführung in die Anfänge der französischen Sprache aufgewendet. Die Schulbücher sind meistens aus Frankreich übernommen. Der

Schüler liest ein Lesestücklein über ein französisches Dorf oder über Milchkühe (es gibt im Gabon keine Rinder) oder über einen Apfel. Als Beispiel einer Blume begegnet er der Rose. Dies führt ständig zu grotesken Situationen, da meistens auch der Lehrer über keine eigene direkte Anschauung verfügt. Die Ferienpläne sind genau denjenigen Frankreichs angeglichen, obwohl es in den langen Sommerferien klimatisch fürs Schulhalten im Gabon am günstigsten wäre. Frankreich ist immer noch stark präsent, auch in anderen Bereichen.

Christentum und Dämonenglauben

Die Verkehrsverhältnisse im Gabon sind umständlich. Jede Reise, die man nicht mit eigenem Boot oder Geländewagen machen kann, wird zu einem kleinen Abenteuer. Die Schwarzen wurden in unserer Gegend regelmässig, aber nur etwa alle drei Jahre von einem katholischen Missionar besucht. Ein Missionar machte damals bei uns Station. Am Morgen war Gottesdienst vor unserem Haus. Unter den Schwarzen bemerkte ich auch Männer und Frauen, von denen wir wussten, dass sie dem althergebrachten Dämonenglauben noch stark verbunden waren.

Ich hatte einmal Gelegenheit, eine Nacht in einer Eingeboreneniedlung zu verbringen. Der «chef de village» hatte erlaubt, dass ich während eines «Buitis» anwesend sein durfte. Ein «Buiti» ist ein mehrere Stunden dauernder Tanz zur Beschwörung und Vertreibung böser Geister, an dem sich nur die Männer beteiligen. Ich hatte mir dieses Recht mit einer Photo von ihm und seinen drei Frauen erhandelt. Der Mann, der den Tanz anführte und bei der Geisterbeschwörung eine führende Rolle

spielte, war auch im Gottesdienst anwesend. Er reparierte zuerst mit dem Bußmesser den Rosenkranz und kniete dann wie die andern nieder.

Die Missionare wissen um diesen Sachverhalt. Sie suchen nicht, den primitiven Glauben zu unterwandern oder seine Symbole lächerlich zu machen. Mit Festigkeit und Langmut vertreten sie die Sache des Christentums. Die Persönlichkeit des Missionars spielt in diesem Spannungsfeld wohl die entscheidende Rolle.

Tabus

Interessant sind die Tabus, denen sich heute noch viele Schwarze verpflichtet fühlen. Matamba, das Mädchen, das in unserem Haushalt mithalf, hatte als Tabu, niemals einen Papagei berühren zu dürfen. Ganz besonders musste sie den Kot der Papageien meiden. Wir hielten uns einen prachtvollen Graupapagei, welcher sich in unserer Wohnung frei bewegte. Matamba ging dem lustigen Kerl aus dem Weg, und wenn sie beim Wischen des Fussbodens seinen Kot sah, liess sie eine kleine Fläche des Bodens einfach ungewischt. Wir plagten sie deswegen nicht, denn ich hatte meine Erfahrungen mit den Tabus.

Auf unserer Siedlung hatten wir einen Schimpansen in einem grossen Käfig. Nun benötigte man eine Wäscherin. Es meldete sich Mundungu, eine jüngere, sauber wirkende Frau. Lohn und Arbeitszeit waren geregelt. Da erfuhr sie von dem Schimpansen. Zitternd und mehr grau als schwarz erklärte sie, die Arbeit doch nicht antreten zu können. Es stellte sich heraus, dass sie als Tabu hatte, niemals einen Schimpansen sehen zu dürfen. Wir versuchten, ihr zuzureden und ich glaube mich zu erinnern, ihr vorgeschlagen zu haben,

Wenn Sie von Ihrer Bank etwas Besonderes erwarten ...

...dann sind wir für Sie besonders geeignet.
Nebst den traditionellen Bankgeschäften
stehen wir als dynamisch geführte
Schweizer Grossbank den modernen
Finanzierungsarten offen.
Für Investitionsgüterleasing, für Factoring,
auch für internationale Finanzierungsarten
klassischer und neuzeitlicher Art
haben wir spezielle Tochtergesellschaften.
Wenn es darum geht, neue Wege zu bahnen,
rechtliche und finanzielle Strukturprobleme
zu lösen, stehen Ihnen unsere Fachleute
gerne zur Verfügung.



SCHWEIZERISCHE KREDITANSTALT

der richtige Partner

gleich einmal einen Versuch zu machen. Ich hoffte, die Schwarzen durch ein Experiment von der Plage ihres Tabus zu befreien. Aber sie weigerte sich und zitterte vor Angst. Trotzdem liess sich Mundungu bewegen, die Arbeit versuchsweise anzutreten. Sie erwies sich als tüchtige Wäscherin, und wir schätzten sie sehr. Sie bewegte sich auf der Siedlung so, dass sie den Schimpansenkäfig nicht sehen konnte. Wenn sich dies nicht vermeiden liess, schirmte sie mit der Hand die Augen ab und blickte vor sich auf den Boden. Hin und wieder liess man den Schimpansen frei, und da geschah es dann doch. Die arme Mundungu hatte den Schimpansen erblickt; sie schrie wie am Spiess, wälzte sich am Boden, verdrehte die Augen und fiel schliesslich in Ohnmacht. Am Tage darauf verlangte sie ihren Lohn und wurde nie mehr gesehen.

Was essen die Weissen, was die Schwarzen?

Es soll Leute geben, die als Touristen in einem Pariser Restaurant nach einer Bernerplatte verlangen. In den für Weisse bestimmten Restaurants Westafrikas hätten diese Reisenden keine Probleme. Jeder Wirt setzt seinen Ehrgeiz daran, nur Lebensmittel europäischer Provenienz aufzutischen. Es gibt also nicht von dem herrlichen Fisch der Westküsten Afrikas, sondern tiefgekühlte französische Bachforellen oder Dorsch aus Norwegen. Es gibt Büchsengemüse aus Europa und Beefsteaks aus Frankreich. Zum Dessert erhält man fleckige Äpfelchen oder ältlich wirkende Birnen, statt der vollsaftigen Mangos oder der süßen Annas, die zu einem bescheidenen Preis erhältlich wären. Wenn man auch im eigenen Haushalt landesübliche Speisen meidet, lebt man

teuer und kulinarisch ziemlich langweilig. Wir assen Bananen, Avocados, Mangos, Papayas (melonenartige Früchte), frische Erdnüsse, Fisch. Ab und zu gab es ein Huhn, das ich bei den Schwarzen kaufte oder eintauschte. Aus dem Innern des Stammes einer jungen Ölpalme kann man einen wundervollen Salat zubereiten. Unser afrikanisches Festmenü war Nyembue, ein Eintopfgericht, bestehend aus roten Palmnüssen, Huhn und höllisch scharfen Pfefferschoten. Die Grundnahrung der Schwarzen bildet die Banane, und zwar vor allem die grosse Kochbanane, die nicht süß ist. Bananen, aber auch Süßkartoffeln oder Manjok werden gerne zusammen mit Fleisch oder Fisch an viel Sauce gekocht. An Fleisch herrscht in der Küche der Schwarzen meistens Mangel. Zum Schlachten ist ihnen darum alles recht, was ihnen in die Falle geht, also auch Affen, Ratten, Panther oder Gorillas. Man sollte als Europäer aus hygienischen Gründen nicht mit den Schwarzen aus dem gleichen Kochtopf essen; ein Gebot, dem nicht schwer nachzuhören ist, da ihre Eintopfgerichte unserem Geschmack nicht entsprechen.

Elefantenplage

Mit Vorliebe suchen die Elefantenherden nachts die Plantagen der Schwarzen heim. Sie tun sich dort an den fleischigen Stämmen der Bananenbäume gütlich und richten nebenher grosse Trampelschäden an. Um die Dickhäuter fernzuhalten, spannen die Schwarzen Stacheldraht, hängen Petrollaternen auf oder trommeln nächtelang auf leeren Benzinfässern. Die schlauen Elefanten lassen sich aber oft nicht vertreiben. In ihrer Verzweiflung greifen dann die Schwarzen zur Schrotflinte, die sie ausser einer Schrotpatrone mit ei-

nem passenden Stück Rundeisen aus der Mechanikerwerkstatt laden. In unserer Gegend hatte Mongara mit einer solchen Waffe aus etwa acht Meter Distanz einen kleineren Elefanten umgebracht. Ein Schwarzer stand tags darauf barfuß auf dem Körper des toten Elefanten und hackte mit dem Buschmesser Fleischstücke heraus. Bei jedem Hieb stoben Schwärme von Fliegen auf. Frauen aus der ganzen Umgebung trugen auf dem Kopf grosse Becken mit blutigen Fleischstücken heim. Dann begann der Schmaus, der so lange dauerte, bis alles aufgezehrt war. Gesang und fröhliches Palaver bis tief in die Nacht. Ich hatte mir einen etwa drei Zentimeter dicken Querschnitt durch den Rüssel des Elefanten geben lassen. Rüssel sei das zarteste Stück eines Elefanten, hatte man mir gesagt. Das gut gebratene Steak war von kräftigem Geschmack; ich konnte es nur leider mit den Zähnen nicht klein-kriegen.

Abschied

Als wir heimkehrten, verschenkten wir den Schwarzen alles, was für den Rücktransport nicht lohnend erschien. Besonders die ausgedienten Kleider fanden hoherfreute Abnehmer. Wir erhielten von den Schwarzen unserer Umgebung kleine Geschenke zum Abschied. Die Frau des Hausburschen brachte ein lebendes Huhn, dem sie mit einer Liane die Beine zusammengebunden hatte. Sie sagte: «Nimm es mit, du hast eine lange Reise vor dir. Wenn du Hunger hast, kannst du es braten.»

Wir haben uns wie die meisten Europäer auf die Rückkehr nach Europa gefreut; auf das Leben in gemässigtem Klima, auf unsere Freunde, auch auf frisches Wasser von der Brunnenröhre oder einen Servelat mit Brot und Senf.